

Christine Dannhoff

Die Zeit heilt nicht alle Wunden

Scholastika Verlag

Obing

Erschienen im
Scholastika-Verlag
Schulstraße 7a
83119 Obing
Tel.: 08624/879701
www.scholastika-verlag.de
E-Mail: scholastika.verlag@yahoo.de

Zu beziehen in allen Buchhandlungen,
im Scholastika Verlag und im Internet.

Alle Rechte vorbehalten
1.Auflage
© 2016 Scholastika Verlag, 83119 Obing
ISBN 978-3-9818457-4-7
Lektorat: Petra Seitzmayer
Druck: Druckerei Hallwich GmbH

Für Daniel - Du warst
wunderbar und wir
vermissen Dich

*Diese Geschichte widme ich meinem
Vater Armand, den ich leider nie
kennenlernen durfte,*

und

*meiner Tante Ursula, der ich unendlich
dankbar bin und die ich sehr liebe.*

Helmuth

Prolog

Lange habe ich mir überlegt, ob ich diese Geschichte aufschreiben und veröffentlichen soll. Denn es ist eine Familiengeschichte, eine Tragödie, voller Schmerz.

Es ist die Lebensgeschichte meines Mannes und seiner Familie väterlicherseits.

Doch je länger ich darüber nachdachte, umso mehr wusste ich, dass ich diese Geschichte veröffentlichen muss. Was mein Mann erlebt hat, ist sicherlich kein Einzelfall. Es ist ein Schicksal, das beispielhaft für viele Schicksale steht. Viele Familien mussten damals ihre Männer, Väter, Söhne in diesen sinnlosen Krieg schicken. Viele sind nicht mehr zurückgekehrt oder wenn, bei vielen war nichts mehr so, wie es vorher einmal war.

Die Zeit heilt nicht alle Wunden, das wurde mir klar.

Und trotzdem gibt es immer einen Moment der Hoffnung und der Freude. Mein Mann durfte diese Freude mit seinen beiden Brüdern noch erleben, auch wenn sie nur von kurzer Dauer war.

Diese Geschichte soll allen Menschen Mut machen, auch wenn die Wunden noch da sind. Es geht immer weiter und man darf die Hoffnung auf Heilung nicht aufgeben.

Christine Dannhoff im Juli 2016

*

Gedankenverloren stand sie am Fenster ihres gemütlichen Wohnzimmers und schaute in den Garten. Der Sommer ging langsam dem Ende zu und die ersten Blätter fielen bereits von den Bäumen. So viele Jahreszeiten hatte sie nun schon erlebt, aber die Farben der Natur faszinierten sie immer wieder aufs Neue.

„In wenigen Wochen werde ich fünfundachtzig Jahre alt“, schoss es ihr durch den Kopf. „Meine Güte, wo ist bloß die Zeit geblieben.“

Ursula war voller Dankbarkeit, dass sie noch zusammen mit ihrem Ehemann Joseph in der ihr so vertrauten Umgebung leben und – abgesehen von den üblichen Beschwerden des Alters – jeden Tag aufstehen konnte.

„Was für ein Glück wir auch mit unseren Kindern haben“, überlegte sie zufrieden. „Fünf Mädchen haben wir großgezogen, alle sind sie gesund, klug und können im Leben bestehen. Selbst unsere Enkelkinder haben

bereits Kinder, eine richtig große Familie haben wir da.“

Ihre Gedanken gingen zurück zu den Eltern und Geschwistern.

Da gab es die älteste Schwester Walburga, die schon als junges Mädchen in ein Kloster eintrat und ihr ganzes Leben als Missionsschwester auf der Insel Tahiti bei den Ärmsten der Armen verbrachte. Sie starb vor wenigen Jahren im Alter von sechsundachtzig Jahren. Armand, der große Bruder, starb leider schon mit zweiundfünfzig Jahren – er hatte ein besonders schweres Schicksal zu bewältigen gehabt. Und zuletzt gab es noch den Jüngsten von insgesamt vier Kindern, Roman. Ein lieber Mensch, er wurde dreiundachtzig Jahre alt.

„Nun bin nur noch ich übrig“, dachte sie und die Jahre der Jugend wurden lebendig.

„Was war das für eine schreckliche Zeit gewesen. Dieser entsetzliche Krieg hat uns allen die schönsten Jahre genommen, hat nur Leid und Tränen gebracht. Meine Generation

war der Hitlerzeit hilflos ausgeliefert, zu jung, um genau zu verstehen, was da geschah, aber doch schon zu erwachsen, als dass man uns geschont hätte. Und hier im Elsass waren wir einer ganz besonders schwierigen Situation ausgesetzt. Nirgendwo gehörten wir richtig dazu, weder hier noch da.“

Ursulas Gedanken blieben bei Armand hängen. Er kam 1947 völlig traumatisiert, krank und erschöpft aus der Gefangenschaft zurück. Die freudige Erwartung, seine Ehefrau Anneliese und den kleinen Sohn Helmuth in die Arme schließen zu können, hatten ihn am Leben gehalten. Die beiden waren aber nicht mehr da. Stattdessen kam zeitgleich ein Brief von seiner jungen Frau, in dem sie auf diesem Wege die Scheidung von ihm verlangte. Im Frühjahr 1944 war Anneliese verschwunden.

Bis heute weiß ich noch nicht, was aus ihr geworden ist“, dachte Ursula traurig. „Für uns alle war das ein großer Schock gewesen, besonders auch für die Eltern. Armand war zu der Zeit an der Front gewesen und niemand

wusste, ob er überhaupt wieder nach Hause kommen würde. Von jetzt auf nachher war sie verschwunden und keiner hatte eine Ahnung, wo sie sich mit dem kleinen Helmuth aufhielt. Armand verstand damals die Welt nicht mehr, die Nachricht traf ihn wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Die darauffolgende Zeit muss schrecklich für ihn gewesen sein, denn er stellte immer wieder dieselbe Frage, warum sie mit Helmuth so Hals über Kopf einfach verschwunden sei.“

Eine Antwort blieb aus. Ursula hing ihren Gedanken weiter nach:

„Irgendwie musste er lernen damit umzugehen, was für ihn fast unmöglich war. Er fühlte sich total verloren, konnte an nichts anderes mehr denken. Die ganze Familie hatte unendliches Mitgefühl, versuchte ihn irgendwie aufzufangen und ihn durch diese schwere Zeit zu tragen.“

Bis zum heutigen Tag gab es dafür noch keine Erklärung und damit lebten sie nun bereits seit 65 Jahren. Unter dem Verlust seines Sohnes litt Armand am allermeisten und der Schmerz

darüber war ihm ein Leben lang buchstäblich ins Gesicht geschrieben.

„Helmuth, was wohl aus ihm geworden ist? Er müsste inzwischen achtundsechzig Jahre alt sein. Ob er wohl noch lebt“, rätselte Ursula. „Er war so ein lieber kleiner Junge, erst drei Jahre alt. Wenn ich nur wüsste, wo er sich aufhält, wie es ihm geht. Ich weiß nicht einmal, wie er heißt, nachdem seine Mutter wieder geheiratet hat.“

„Ursula!“

Der Ruf ihres Mannes holte sie in die Gegenwart zurück.

„Ja, so war das“, dachte sie noch voller Wehmut und keiner kann es ungeschehen machen.

*

Helmuth saß am Computer und suchte dort nach allen Dannhoffs, die er im Elsass finden konnte.

„Oh je, das sind ja ganz viele“, dachte er, machte einen Ausdruck und ging damit in die Küche zu seiner Frau Christine.

„Schau mal, was ich da habe“, sagte er.

Erstaunt, aber mit einem freudigen Lachen im Gesicht meinte Christine: „Wie kommst du denn jetzt darauf, ich dachte, du wolltest nicht nachforschen? Ich bin überrascht, finde es aber toll, dass du nach deiner Familie suchen willst.“

„Ich wollte einfach mal schauen, wie viele Dannhoffs dort leben und wo genau sie wohnen“, antwortete Helmuth.

In Obernai geboren, wusste Helmuth, wo seine Wurzeln lagen, doch erst seit kurzer Zeit

war ihm bekannt, dass er im Elsass noch Geschwister hatte, und diese Tatsache ließ in einfach nicht mehr los. Eine komplizierte Geschichte war das und eigentlich wusste er überhaupt nichts Genaues, was seiner Unsicherheit nicht gerade entgegenwirkte.

Vor vier Jahren hatten Helmuth und Christine ihren Wohnort vom Bodensee an den bayerischen Chiemsee verlegt, wo er bis zu seinem achtzehnten Lebensjahr gelebt hatte und wo seine Mutter und sein Stiefvater heute noch lebten. Beide waren bereits weit über achtzig Jahre alt und wurden mit den Jahren immer gebrechlicher und damit hilfsbedürftiger. Helmuth selbst war frischgebackener Rentner und Christine hatte die Möglichkeit, sich für die Mitbetreuung und Mitpflege der Schwiegereltern beurlauben zu lassen. Helmuth war sehr wichtig, dass er mit seiner Anwesenheit in Bayern die Geschwister ein wenig entlasten und unterstützen konnte. Anneliese, Helmuths Mutter, sprach nie mit ihrem Sohn über seinen leiblichen Vater, nie über die Geschehnisse in den letzten Kriegsjahren und auch nicht über ihre Flucht aus dem Elsass. Sie erzählte ihm nur, dass

sein Vater im Krieg gefallen sei, mehr nicht. Als Kind stellte er noch Fragen nach seiner Herkunft, wollte wissen, warum er einen anderen Namen trage und wer sein richtiger Vater sei. An der Reaktion seiner Mutter spürte der Junge schon sehr früh, dass er damit etwas Verbotenes tat. Schroff und abweisend bekam er zur Antwort, dass sein Vater tot sei und er gefälligst nicht mehr nachfragen solle. Seit damals waren nun sechzig Jahre vergangen und genauso lange quälten ihn die unbeantworteten Fragen.

Mit den Jahren ging es Anneliese gesundheitlich immer schlechter und das Gewissen machte ihr – offensichtlich – zusätzlich zu schaffen. Nicht anders war es zu erklären, warum sie, wenn sie mit Christine alleine war, immer wieder die Vergangenheit aufgriff. Die Kriegsjahre, die Ehe mit Armand, die Jahre in Frankreich und dann 1944 die Flucht aus dem Elsass. Allerdings wechselte Anneliese sofort das Thema, sobald sie ihren Mann Sepp in der Nähe vermutete. Auch Helmuth ließ sie niemals an ihren Erinnerungen teilhaben.

Über Wochen und Monaten hinweg erfuhr Christine immer mehr, fragte nach, war behutsam, ließ nicht locker und bekam schließlich Antworten. So erfuhr sie, dass Armand gar nicht im Krieg gefallen war, sondern Jahre später wieder heiratete. Aus dieser Ehe gingen noch mehrere Kinder hervor. Auf Christines Frage, ob er nie Kontakt zu seinem Sohn gesucht habe, erzählte Anneliese freimütig:

„Doch, doch, der hat uns über Jahre hinweg das Leben schwer gemacht, weil er immer wieder versuchte, seinen Sohn zu sehen, aber der Sepp hat gesagt: ‚Das gibt es nicht, der Junge hat jetzt eine neue Familie, basta.‘“ Um ihre Worte nochmals zu unterstreichen, machte sie eine entsprechend ausdrucksstarke Handbewegung.

„Aber es war doch sein Vater“, meinte Christine.

Anneliese fiel ihr ins Wort und Verärgerung klang mit, als sie mit Nachdruck behauptete: „Helmuth hat es an nichts gefehlt und er hatte doch hier einen Vater.“

Christine spürte, dass Annelieses Wunsch, über die Vergangenheit zu sprechen, klar begrenzt war, und hakte auch nicht mehr nach. Doch täglich konnte sie etwas Neues in Erfahrung bringen und so setzte sich die Geschichte langsam aber sicher wie ein Puzzle zusammen. Die meisten Teilchen fehlten zwar noch, aber immerhin wusste Helmuth nun so viel, dass er nicht mehr stillhalten konnte.

Ein innerer Zwang trieb ihn zur Suche nach seiner Familie in Frankreich.

„Und was willst du nun mit den vielen Adressen anfangen?“, wollte Christine wissen.

„Ich werde alle anschreiben, alle Personen, die hier auf dieser Liste stehen“, antwortete Helmuth ernst.

„Gut“, meinte sie, „sehr gut.“

Für Helmuth gestaltete sich die Kontaktaufnahme doch schwieriger als gedacht:

„Was schreibe ich wildfremden Menschen?“, dachte er, „wie fasse ich in Worte, was bei mir selbst noch gar nicht wirklich angekommen ist? Sollte ich tatsächlich meine Verwandtschaft, meine Geschwister finden“, sinnierte er weiter, „was bedeutet das für die, plötzlich ein neues Familienmitglied, plötzlich einen Bruder zu haben? Wissen sie von mir? Werden sie mich annehmen oder ablehnen? Wie viele Geschwister habe ich eigentlich? Nicht einmal das weiß ich genau, sind es nur Brüder oder habe ich auch Schwestern?“

Die Gedanken drehten sich im Kreis und je länger er über alles nachdachte, umso unsicherer wurde er.

Christine bemerkte seine Stimmung, setzte sich zu ihm hin und fragte, ob er wisse, wie er das Schreiben aufsetzen möchte.

„Ich finde keinen Anfang und in meinem Kopf geht alles durcheinander. Wie sucht man seine Geschwister, von deren Existenz man bis vor kurzem noch gar nichts wusste?“, grübelte er.

„Meine Mutter hat dir was erzählt, zwei Tage später wieder alles in Frage gestellt. Wie soll ich bei so viel Chaos die richtigen Worte finden?“, fragte er.

„Ich weiß“, tröstete ihn seine Frau. „Versuch einfach deinen Gedanken freien Lauf zu lassen, frag im Moment nicht danach, was richtig oder falsch ist, stell dich ihnen einfach vor und mach dein Anliegen deutlich.“ Beruhigend redete Christine auf ihren Mann ein.

Und Helmuth fand nicht nur seinen Mut wieder, sondern auch die richtigen Worte, um den ersten Schritt gehen zu können. Sein Ziel war es, noch an diesem Nachmittag die Briefe abzuschicken, was ihm auch gelang.

*

Erwartungsvolle Spannung lag in der Luft.

Der Alltag ging wie gehabt weiter und doch hatte sich etwas verändert. Die Suche nach seiner Familie in Frankreich wurde zwischen Helmuth und seiner Frau zum Gesprächsmittelpunkt.

Die Tage vergingen und noch immer gab es keine Resonanz. Christine spürte, dass ihr Mann so langsam die Hoffnung verlor und sie überlegte ständig, wie sie ihn am besten ablenken konnte.

Helmuth tat ihr leid, denn er hatte sich, während er die Briefe schrieb, ganz tief in dieses Thema hineinfallen lassen, hatte viel von sich und seinen verletzten Gefühlen preisgegeben, hatte Hoffnung und Neugierde entwickelt. Äußerlich versuchte er ruhig zu bleiben, doch Christine kannte ihn und wusste seine zur Schau getragene Ausgeglichenheit zu deuten.

Es war an einem Samstag zur Mittagszeit, als plötzlich das Telefon läutete.

Christine nahm den Anruf an, in der Annahme, dass ihre Schwester dran wäre. Doch zu ihrer eigenen Überraschung hörte sie die freundliche, junge Stimme einer Frau, die sich höflich mit dem Namen Florence Dannhoff meldete.

In akzentfreiem Deutsch meinte die junge Frau, dass sie auf den Brief von Helmuth Dannhoff reagieren möchte.

„Es tut mir sehr leid, aber in meiner Familie gibt und gab es keinen Hermann Dannhoff. Wahrscheinlich betrifft Ihre Suche eine andere Familie. Gerne hätte ich Ihnen weitergeholfen, denn ich kann verstehen, dass jeder Mensch wissen möchte, wo er herkommt.“

„Ja, da kann man nichts machen“, antwortete Christine enttäuscht und war schon versucht, das Gespräch dankend zu beenden.

Doch irgendwie redete sie immer weiter, wollte wissen, ob es im Elsass noch viele Dannhoffs gebe, vielleicht welche, die nicht auf Helmuths Liste stünden, und erzählte nochmals in Kurzform, dass ihr Mann seine Geschwister suche, von deren Existenz er erst kurze Zeit wisse. Plötzlich fiel Christine etwas ein.

Auf der im Vorfeld in Frankreich angeforderten Geburtsurkunde seines Vaters stand der Name Hermann Dannhoff und Helmuth hatte sich mit genau diesem Namen auf die Suche gemacht, doch im Französischen wird aus Hermann „Armand“ und auch Anneliese erzählte immer von einem Armand.

„Sagt Ihnen vielleicht der Name Armand Dannhoff etwas?“, hörte sie sich fragen. „Armand heißt Hermann auf Französisch“, wiederholte sie.

„Ja, ja“, kam es überrascht zurück. „Armand war der Großvater meines Mannes Stephane.“

Christine bekam glühende Wangen. Helmuth stand wie paralysiert neben ihr und lauschte

dem Gespräch, welches schon längst auf Mithören eingestellt war, damit sie sich zu dritt unterhalten konnten.

Nun gingen die Fragen hin und her und im Laufe des Gespräches wurde klar, dass Helmuth die richtige Familie angeschrieben hatte. Er erfuhr nun, dass sein Vater zwei Söhne hinterlassen hatte, Rene und Daniel.

Florence ihrerseits war hörbar überrascht, dass ihr Mann Stephane noch einen Onkel in Deutschland hatte. Die Übereinstimmungen im Laufe des Gesprächs ließen keine Zweifel mehr zu.

Christine streichelte beruhigend Helmuths unruhige Hände und sehr aufgewühlt verabschiedeten sie sich voneinander. Zuvor wurden noch die E-Mail-Adressen ausgetauscht, um den wertvollen Kontakt nicht wieder zu verlieren.

Helmuth saß im wahrsten Sinne des Wortes sprachlos da und seiner Frau ging es ebenso.

Christine fand als erste die Fassung wieder, umarmte und drückte ihren Mann, der vor lauter Freude Tränen in den Augen hatte.